UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Der gelbe Fleck

Loewenberg, Jakob

Berlin, 1924

Die schwarze Riwke (1898)

urn:nbn:de:hbz:466:1-28208

Visual Library

Die schwarze Rivke

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I.

Auf dem Osterberg unter einem Schlehdorn lagen zwei kleine Jungen und spähten eifrig den Weg nach Borgeln hinab.

„Die Mame tommt nich, Ruben," sagte betrübt der kleinere, ein Bürschchen von etwa drei bis vier Jahren.

„Sie kommt doch, und sie kommt auch hier vorbei," beruhigte ihn der um einige Jahre ältere Bruder. „Ich weiß es ganz gewiß. Ich bin schon mal mit Mama in Borgeln gewesen, ja, Mendel."

„Bringt denn Mame auch das Hiselamm mit?"

„Mama hat's gesagt, un denn tut sie's auch."

„Das Hiselamm hört mir."

„Un mir auch, Mama hat's gesagt."

„Un Minna auch."

„Minna is ja tot. Die is ja in Himmel."

„Kiegt sie in Himmel auch en Hiselamm?"

„Ach, du! —"

Er wandte sich mit überlegener Miene von dem kleinen Dummkopf ab und ritzte mit einem spitzen Steinchen die Erde auf. Dabei kam ein Wurm zum Vorschein.

„Guck mal, Mendel, ein Wurm."

„Für Hiselamm mitnehmen!"

Ruben lachte laut auf.

„Hiselamm ißt gar keine Würmer. Hühner essen Würmer. Hiselamm muß Gras haben un junge Schlohen. Weißt du, Mendel, jeden Tag hüten wir's in Wessels Tweete, und dann nehmen wir'n großen Korb mit. Da is ganz langes Gras, so lang," und er zeigte die volle Länge seines Ärmchens, „das holen wir. Un dann bauen wir 'n Stall hinter unsrem Haus un ne Scheune, un dann —"

Ein Peitschenknall ertönte. Ein Bauer fuhr mit seinem Wagen vorüber, um Saatkorn ins Feld zu bringen.

„Blagentüg, wat makt je da? Up de füchte Eer sitten in de Märztid? Wöl je wull na Huus!" Und er drohte ihnen mit der Peitsche.

„Dat sind de schwarte Riwke ehre," bemerkte der Knecht, „de könnt 't verdrägen."

„Deut nix. Wöl je wull na Huus!"

„Wir wollen unsre Mama abholen," entgegnete Ruben in weinerlichem Ton, während der Bruder sich an ihn schmiegte.

„Na, dann staht up und makt je net krank und verdarwet ju dat Teug net. De Meume hert't nich so dicke; de mut sick genaug plagen."

Die Kinder gehorchten, und der Bauer fuhr von dannen.

In bangem Schweigen sahen die Knaben ihm nach; aber kaum war er einige Schritte von ihnen entfernt, da kehrte ihr frohes Selbstgefühl wieder.

„Der olle, dicke Hiwwelmeier," rief Ruben halblaut in verächtlichem Tone. „Un wenn ich erst groß bin, dann kaufe ich mir auch en Wagen und zwei Pferde, und dann holen wir das Gras für Hiselamm immer auf'n Wagen."

Seit Wochen war das Hiselamm der einzige Gedanke der Kinder. Nach langem Bitten und Quälen hatte die

Mutter versprochen, ihnen ein Ziegenlamm mitzubringen, das schon fressen könne und das sie nicht schlachten wolle. Sie sollten es ganz allein für sich haben. Seit der Zeit hofften die Kinder von Tag zu Tag auf die Erfüllung des Versprechens, als ob ihr ganzes Dasein durch den neuen Lebens- und Spielgenossen ein völlig anderes werden müßte. Alle früheren Wünsche und Interessen waren zurückgetreten. Sie lebten nur noch für das Hiselamm.

Und heute sollte es ankommen.

Von früher Morgenstunde an hatten sie den Vater gefragt, ob die Mutter bald zurückkäme. Fürsorglich hatten sie schon Gras geholt und in das kleine Kämmerchen gestreut, das zur Wohnung des Zickleins bestimmt war. Aber der Tag war so lang, und das Hiselamm wollte noch immer nicht kommen.

Da hatte sie denn nach dem Mittagessen ihre Sehnsucht hinausgetrieben, erst in den Heckenweg zwischen den vertrauten Gärten, dann in das einsame Feld, dann weiter über die geländerlose Ammerbrücke, über die eigentlich Kinder nicht allein gehen sollten, und endlich den hohen Osterberg hinauf. Vor jeder Strecke hatten sie Rast gemacht und gewartet, und nun waren sie oben auf dem Berg und getrauten sich nicht weiter. Die Welt war doch größer, als sie gedacht hatten, und die Mutter wollte noch immer nicht kommen. Sie warteten und warteten.

Längst hatten sie sich trotz der Warnung des Bauers wieder auf die Erde gesetzt. Es fror sie in ihren dünnen Kittelchen in der herben Märzluft. Auch der Hunger stellte sich ein, und sie fingen an zu verzagen.

„Mame tommt nich, nach Haus gehen!“ wimmerte der kleine Mendel.

„Mama muß kommen,“ tröstete Ruben; aber auch seine Stimme durchklang schon ein leises Bangen.

„Ich will Bot haben," hob der Kleine nach einer Weile wieder an und begann zu weinen. „Ich bin so hungerig."

„Ich auch, Mendel," stimmte Ruben ein, und gerührt über das eigene Leid, weinte er mit.

Da saßen sie nun beide, den Kopf zur Erde geneigt, und schluchzten bitterlich.

Das Weinen wurde leiser und leiser, die Äuglein wollten ihnen schon zufallen, als eine Stimme vom Wege her rief: „Kinders, Kinders, was is passiert?"

Jedes andere Kind würde sich entsetzt haben, hätte es die rauhe Stimme gehört und die lange hagere Frau gesehen, die mit ihren rotgeränderten Augen, dem struppigen, schwarzen Haar, den harten, knochigen Zügen so sehr an die Schreckgestalt des Märchens erinnerte. Aber die beiden Kinder sprangen glückselig in die Höhe, rannten auf die häßliche Frau zu, umschlangen ihre Kniee und schluchzten und jubelten: „Mame!" „Mama!"

„Kinders, wie kommt ihr denn hierher? Weiß der Papa davon?"

„Nein, Mama," versicherte Ruben stolz, „wir haben den Weg ganz allein gefunden. Wo is denn das Hiselamm?" und er lugte forschend in den Korb, den sie am Arme trug.

„So ihr Nixnutze, das wolltet ihr holen, und Papa is nu in Angst um euch. Und ihr hättet euch verlaufen können, und hättet ins Wasser fallen können, ihr schlechten Jungens."

Und sie bückte sich zu ihnen nieder und küßte sie.

„Wo is das Hiselamm denn?" fragten sie beide wieder.

„Das is schon längst hier vorbeigekommen. Menken Stine bringt es euch. Sie ist schon vorausgegangen. Habt ihr sie denn nicht gesehen?"

„Nein, Mama."

„Dann ist sie schon lange bei uns. Seht ihr wohl, wäret ihr artig zu Haus geblieben, dann hättet ihr es jetzt schon, ihr Nixnutze."

„Mama, mach rasch," drängte Ruben und zerrte an dem Korb.

Der Kleine aber streckte die Händchen in die Höhe und bat: „Mame, ich bin so müde!"

Und die Mutter, die einen Pack Felle auf dem Rücken schleppte und den schweren Korb trug, hob ihren Jüngsten ohne weiteres auf, ließ den Aeltesten, der sich an ihrem Rock festhielt, zur Seite trippeln und schritt, eine fröhliche Weise pfeifend, ihrem Heim zu.

II.

Die schwarze Rivke war in der kleinen jüdischen Gemeinde, der sie angehörte, wenig beliebt und noch weniger geachtet. „Hühner, die krähen, und Weibsleut, die flöten, taugen nicht viel," pflegte man von ihr zu sagen. Und sie flötete gern und machte Geschäfte trotz einem Mann.

In den ersten Jahren ihrer Ehe war auch ihre Tätigkeit nur auf das Haus beschränkt gewesen. Als aber ihr Mann von einem Pferd vor das Knie geschlagen wurde und sein linkes Bein in einer langwierigen Krankheit vollständig erlahmte, so daß er auf Krücken gehen mußte, da besann sie sich nicht lange, was zu tun sei. Die Kinder mußten zu essen haben, ihr Mann und sie auch. Die paar Groschen, die er dafür erhielt, daß er der Gemeinde als Schammes und Schächter für Kleinvieh diente, konnten nicht viel helfen. Daß er hin und wieder, da er im Jüdischen bewandert war, in einem Trauerhause „lernte", oder einen Knaben zur Barmizwah vorbereitete,

brachte bei den ärmlichen Verhältnissen der meisten Gemeindemitglieder auch nicht viel ein.

Da ging sie denn kurz entschlossen selber auf den Handel. Den Henkelkorb am Arme zog sie tagtäglich von Dorf zu Dorf, um allerhand Kleinkram: Garn, Band, Zwirn, Nadeln und dergleichen zu verkaufen oder Knochen, Lumpen und Felle dafür einzutauschen. Die Bauersfrauen hatten gern mit ihr zu tun. Ihre stille ruhige Weise gefiel ihnen; sie wurde nie zudringlich und fand auch ein freundliches Wort, selbst wo es nichts zu handeln gab. Kam sie gerade in ein Haus, in dem die Arbeit drängte, dann stellte sie ihren Korb in die Ecke, sagte kein Wort und half in der Wirtschaft mit, wo und wie es ging.

Ihr Lieblingsdorf war Borgeln, das etwa eine Stunde von ihrem Heimatsort entfernt lag. Dort war sie fast wie zu Hause. Jung und alt sahen sie gern. Wenn manchmal andere Händler selbst höhere Preise für die Sachen boten, hieß es doch: „Ne, de kriegt de schwarte Riwke." Die günstige Meinung für sie wurde auch dann wenig erschüttert, als man auch im Dorfe die still schlummernde Abneigung gegen die Juden durch Wort und Schrift zu schüren begann. Die Inschrift, die seltsamerweise an manchen Bauernhäusern auftauchte:

Jude und Schwein
Darf hier nicht herein

galt nicht für sie. Man hatte das Gefühl, daß sie eigentlich zu den Dorfleuten gehöre, und hieß sie nach wie vor willkommen.

Sie richtete es daher auch immer so ein, daß sie jede Woche mehrere Male nach dem Dorfe kam. Regelmäßig kehrte sie dann bei Menkenmutter ein, einer armen Bauernwitwe, die mitten im Orte in der Nähe des Dorfteiches wohnte. Ihr einziges Töchterchen, ihre Minna,

die sie im vergangenen Herbst verloren hatte, war gleichen Alters mit der Stine, dem Kinde der Bäuerin, gewesen. Und es war der betrübten Mutter ein schmerzliches Bedürfnis, die Kleine, mit der ihr Liebling noch wenige Tage vor seinem Tode gespielt hatte, recht oft wiederzusehen. Bei der Menkenmutter pflegte sie auch die Hauptmahlzeit des Tages einzunehmen: Kaffee und Butterbrot, zuweilen auch, wenn das Geschäft gut gewesen war, ein Ei dazu.

Ihr eigener Haushalt mußte natürlich unter ihrer Geschäftstätigkeit leiden. In ihren Stuben, die zuweilen auch als Lager für Lumpen und Felle dienten, sah es nicht sonderlich sauber aus, und die Kinder liefen oft schmutzig und zerlumpt umher. Der Vater, in dem ein Stück Gelehrter steckte, war zufrieden, wenn er irgendein Buch zum Lesen auftreiben konnte, und bekümmerte sich nicht viel um sie. Kam sie spät abends nach Hause, dann lagen die Kleinen gewöhnlich schon im Bett, und sie selber war so müde, daß sie nichts mehr für sie tun konnte. „Es ist 'ne wahre Schand, wie die Kinder aussehen," pflegten die anderen Frauen in der Gemeinde oft zu sagen. Sie alle blickten mit Geringschätzung auf sie, und nicht eine dachte daran, daß es doch etwas Großes sei, wie die arme Frau sich plage, um Mann und Kinder ehrlich zu ernähren, nicht eine von allen, am allerwenigsten aber die schwarze Riwke selber.

III.

Die beiden Kinder erlebten bei ihrer Heimkehr eine große Enttäuschung. Das Lamm war noch nicht da, und wie sie auch warteten und alle Augenblick auf die Straße hinausspähten, es kam nicht. Mit Tränen im Auge gingen sie schlafen, und nur das Trostwort der Mutter: „Morgen kommt's gewiß," ließ sie nicht an dem Fortbestand der Welt verzweifeln und beruhigte sie einigermaßen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber die schwarze Riwke selber war nicht ruhig. Was mochte der Stine geschehen sein, daß sie mit dem Lamm nicht gekommen war? Sie hatte sie mitgenommen, weil sich das Kind von dem Lämmchen, das es selber aufgezogen hatte, nur schwer trennen konnte. Unterwegs hatte sie das Mädchen beim Wirtshaus „Zum letzten Heller" warten lassen, während sie noch einzelne alleinstehende Gehöfte in der Nachbarschaft besuchen wollte. Als sie zurückkehrte, waren Kind und Lamm nicht mehr da. Da nahm sie als selbstverständlich an, daß die Kleine, die den Weg schon oft mit ihr gegangen war, vorausgeeilt sei. Sollte sie sich nun doch trotz ihrer zehn Jahre noch verlaufen haben, oder war sie mit dem Zicklein wieder nach Hause gegangen?

Wie wahrscheinlich ihr das auch deuchte, so machte sie sich doch am anderen Morgen in aller Frühe auf den Weg und ging stracks nach Borgeln hin, um sich Gewißheit zu holen.

Stines Mutter, die schon wartend vor der Haustür stand, war erstaunt, erschrocken, als sie die schwarze Riwke ohne ihr Kind ankommen sah. Sie hatte fest geglaubt, daß die Händlerin es über Nacht bei sich behalten hätte. Wo war es nun geblieben? Wenn es in der kalten Märznacht im Freien übernachten mußte, konnte es wohl erfroren sein. Die schwarze Riwke hätte auch besser auf das Kind passen sollen. Es war wohl erfroren, tot. Ihr gutes Kind, ihr einziges, ihre Stine tot!

Und sie weinte und schrie so laut, daß die Nachbarn herbeieilten, und die des Weges Gehenden stehen blieben.

Ein Haufen Neugieriger stand bald um die beiden.

„Wat is los? Wat is passiert?"

„Menken Stine is fort."

„De schwarte Riwke hert't gestern mitnumen."

„Menken Stine is daud."

„Dat Judenwiev hert dat Kind op'n Gewitten."

Die Beschuldigte stand sprachlos da, weniger aus Verwirrung über die so plötzlich erhobene Anklage, als in dem Gefühl, daß sie vielleicht die Verantwortung trage, wenn dem Kinde ein Unglück zugestoßen sei.

Ihr Schweigen nahm man für ein Eingeständnis ihrer Schuld.

„Dat Judenwiev! dat Judenwiev!" erscholl es immer drohender.

Die Umstehenden drängten sich dichter an sie heran.

Ein stämmiger rothaariger Bursche ließ die Hand wuchtig auf ihre Schulter fallen.

„Is din Mann net Schächter?"

Sie nickte.

„Na, denn haw wi't ja! Austern steiht vör de Dör. Un de Juden bruket Christenblaud vör de Austerkauken. In de Zeitung het et stahn, ick haw't selwer lesen, ick selwer. Da haw wi't."

„Nix haw wi, awer en Rappel heste!" schrie die geängstigte Frau und stieß den Sprecher zurück.

Da riß ihr der Bursche den Henkelkorb vom Arm und schüttete seinen Inhalt unter die johlende Menge.

„Du verfluchte Judenhexe," schrie er dabei, „du ollane hest't in Schuld, du hest dat arme Wurm daud rabbeinert."

„Du bis verrückt!" schrie die schwarze Riwke.

„De olle Judenhexe hert dat arme Wurm schlachtet!" scholl es von einer anderen Seite.

„Schlaet se daud, schlaet se daud!" brüllte es im Chor und erstickte die Worte der besonnener Denkenden.

Sie hielt die Hände schützend vor dem Kopf ausgestreckt und kreischte: „Je sid verrückt, je sid verrückt!"

„Schlaet die Judenhexe daud!"

Alle drängten auf sie ein, die Weiber voran. Man spie nach ihr, man schlug sie ins Gesicht, man stieß und trat sie.

Ihre Haare lösten sich und flogen ihr wirr um die Stirn, die Augen quollen weiß hervor, und das Blut rann aus Nase und Mund.

Aber sie wehrte sich doch mit Riesenkraft gegen die Anstürmenden, und den immer wilder werdenden Ruf: „Schlaet se daud!" übergellte ihr fast mechanisch wiederholter Schrei: „Je sid verrückt, je sid verrückt!"

„Schmiet se in't Water!" erscholl da eine neue Losung.

Und im Nu hatten ein Dutzend Fäuste sie gepackt, und schoben, stießen und zerrten sie nach dem Dorfteich hin.

„Schma Jisroel!" stöhnte sie qualvoll, und weiter drang kein Laut mehr über ihre Lippen.

Schon war man an dem Teich angelangt, unwillkürlich entstand eine Stockung, da ruft eine helle Knabenstimme: „Menken Stine is wäer da! Menken Stine is wäer da!"

Das Gejohl und Getobe verstummt sofort, alle schauen sich um.

Und siehe, langsam, mit zögerndem Schritt, ihr Lämmchen an der Hand führend, kommt die kleine Stine mitten durch die Dorfstraße herabgegangen.

Alle stürzen auf sie zu, um zu hören, durch welches Wunder sie aus den Händen der Juden gerettet sei.

Und das Kind erzählt mit weinender Stimme, daß sie ihr Lämmchen nicht habe abgeben wollen, daß sie darum der schwarzen Riwke fortgelaufen sei, daß sie sich aber gefürchtet habe, gestern abend zu der Mutter zurückzukehren. Da sei sie zu ihrer Tante nach Horne gegangen, und die habe sie heute früh nach Hause geschickt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Dumme Blage!" ging's von Mund zu Mund. Es klang fast wie ein Vorwurf, daß sich die interessante grausige Vermutung so einfach auflöse. „Dumme Blage!"

Die Mutter aber, die inzwischen auch herangekommen war, umarmte und küßte ihr wiedergefundenes Kind und rief glückselig: „Mine Stine!"

Als sie aber hörte, wie sich alles zugetragen hatte, gab sie dem Mädchen eine Ohrfeige, daß es fast umfiel und schrie ihm zu: „Du schlechte Deern du!"

Dann gingen die Männer still und schleunigen Schrittes an ihre Arbeit, die Kinder waren bald wieder beim Spiel, und nur die Frauen blieben noch eine Weile beisammen stehen und überlegten in eifrigem Gespräch, wie alles hätte kommen können und wie so leicht die arme Stine hätte von den Juden geschlachtet werden können.

Am Rande des Dorfteiches lag die schwarze Riwke, ohnmächtig. Zwei mitleidige Mägde hoben sie auf und trugen sie in das nächste Bauernhaus.

IV.

Es dauerte einige Wochen, eh die schwarze Riwke sich von den Folgen des Schreckens und der Mißhandlung an jenem Unglückstage so weit erholt hatte, daß sie ihrer gewohnten Beschäftigung wieder nachgehen konnte. Eine Untersuchung über den Vorfall war auch eingeleitet worden, verlief aber ergebnislos. Die Hauptzeugin hatte auf alle Fragen des Richters nur eine Antwort: „Ich weiß von nix." Sei es, daß sie die Angeklagten wirklich schonen wollte, sei es, daß sie sich die gute Kundschaft nicht verderben mochte. Aber es verging noch eine geraume Zeit, ehe sie sich entschließen konnte, wieder nach Borgeln zu gehen. Wiederholt war sie schon von den Bewohnern des Dorfes im Felde angesprochen worden. Warum sie sich

denn gar nicht mehr sehen ließe, man habe allerhand für sie liegen, die Frauen entbehrten das notwendigste Handwerkszeug, alle Kleider seien zerrissen, und an allen Hosen fehlten Knöpfe. Auch die Kinder verlangten nach ihr; den Jungens rutschten die Strümpfe auf die „Holschken", und die Mädchen könnten sich die Haare nicht mehr flechten lassen; es herrsche ein entsetzlicher Mangel an Strumpf- und Haarbändern. Sie solle doch bald wiederkommen, Borgeln bekäme sonst noch einen schlechten Namen.

Und sie kam auch wieder. Alle Leute begrüßten sie freudig, und jeder hatte ein freundliches Wort für sie, und die meisten noch ein gutes Geschäft obendrein.

Aber trotzdem wollte ihr nicht wieder froh zu Mute werden. So oft sie wieder ins Dorf kam, sie fand den alten, vertraulichen Ton nicht wieder. Sie half den Frauen nicht mehr bei der Arbeit, sie nahm keinen Säugling mehr auf den Arm, sie scherzte mit keinem Kinde mehr. Kam sie in der Nähe des Dorfteiches, so machte sie einen Umweg, und das Haus ihrer alten Freundin betrat sie niemals wieder. Still und gebückt schlich sie durch das Dorf, die Augen teilnahmslos zur Erde gerichtet. Nur zuweilen blickte sie zusammenschreckend sich scheu um, als ob sie befürchte, daß irgendein bissiger Köter sie heimlich anfahren wolle.

Ihre Seele war aus dem Gleichgewicht gekommen. Ihre alte Munterkeit, ihre Zufriedenheit waren dahin. Selbst Ruben und Mendel, die über einen jungen Raben längst das Hiselamm vergessen hatten, vermochten die Mutter mit ihrem kindlichen Geplauder nicht mehr recht aufzuheitern. Sie war bisher gewohnt gewesen, die Dinge zu nehmen, wie sie waren, jetzt fing sie an zu sinnen und zu grübeln und nach dem Warum zu fragen.

Von dem Eindruck jener Schreckensstunde kam sie nicht mehr los. Wie war es nur möglich gewesen, daß man

sie, daß man einen Menschen überhaupt für fähig hielt, ein unschuldig Kind zu morden? Alle Leute im Dorfe kannten sie, und doch hatten ihr alle so etwas zugetraut. Die Bauern waren doch sonst immer so gut gegen sie gewesen, hatten ihr in jeder Not geholfen, mehr als ihre eigenen Leute. Und doch, wie war es nur möglich? Die Juden mußten doch irgendeinmal etwas recht Niederträchtiges begangen haben. Vielleicht war die Geschichte in Xanten doch nicht so ganz — — Sollten die Juden denn wirklich — Blut? Ihr schauderte, sie wies den Gedanken empört zurück, und doch kam er immer wieder. Und eines Tages drängte er sich in Worte, und sie stand mit der Frage vor ihrem Manne.

Der prallte entsetzt zurück und pochte mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

„Ich weiß wohl, Gerschen, ich bin meschugge, so etwas zu fragen, aber sag mir, wie sind denn die Leut darauf gekommen?"

„Die Leut kommen auf vieles, was nicht gestogen und nicht geflogen ist."

„Aber so etwas kann man sich doch nicht aus den Fingern saugen! Etwas muß doch daran sein. Vielleicht in frühern Zeiten. Sieh doch mal in de Bücher nach!"

Er erinnerte sie daran, daß man das Fleisch drei Stunden lang wässern und salzen müsse, damit jedes Tröpfchen Blut daraus ziehe, daß man selbst ein Ei nicht essen dürfe, wenn ein Blutfleckchen am Dotter sei und an ähnliche Ritualbestimmungen mehr.

Umsonst. Es wollte ihr nicht einleuchten, daß eine so gräßliche Beschuldigung ganz erfunden sein könnte, sie wisse ja, heutzutage denke kein Jude mehr an so etwas, aber vordem, irgendwann und irgendwo —. „Sieh doch mal in de Bücher nach!"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und sie ruhte nicht eher, bis er wirklich in alten jüdischen Schriften nachforschte, ob nicht irdgendein unmenschliches Gebot das unmenschliche Verhalten der Bauern rechtfertige. Und als ihr Mann nichts fand, fing sie selber an zu suchen und las in jüdischdeutschen Geschichten- und Erbauungsbüchern und las und suchte und las und wollte was finden.

Und ob sie auch nichts fand, sie blieb dabei: Es muß einen Grund für so etwas geben.

Auf ihren einsamen Wegen zwischen den hohen Kornfeldern und in den stillen Wäldern hing sie immer demselben Gedanken nach. Wie war es nur möglich? Diese guten Bauersleut! Und sie malte sich wieder die entsetzlichen Einzelheiten aus, sah sich wieder gestoßen, geschlagen, angespieen, sah sich an den Rand des Teiches geschleppt — noch einen Augenblick und dann — dann war sie verloren. Und ihre Kinder und ihr Mann warteten umsonst auf ihre Heimkehr, und keiner war da, der für sie sorgte, und sie mußten elendig umkommen.

Warum? Weil man sie für fähig hielt, ein Kind zu morden, zu schlachten. Wie kann man denn ein Kind schlachten? Eine Bestie müßte es sein, die solch unschuldiges Wurm ums Leben brächte. Ein Kind töten! Schlimmer als eine Bestie. Ihr schauderte. Und doch, immer und immer kam sie auf den Gedanken zurück. Es muß doch solche Menschen geben, sonst hätte man es doch nicht von ihr geglaubt. Wie mag ein solcher nur aussehen? Und wie mag er es nur anfangen? Das Kind muß doch gleich merken, was er mit ihm vorhat. Es an sich locken. Hinterm Busch? Im dunklen Stall? Fort, fort, mit solchen Gedanken! Und das rote warme Blut spritzt empor! Das rote Blut! Fort, fort!

Und sie schloß die Augen und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts sehen und hören konnte. Fort, fort! Solche Menschen gibt es nicht, kann es nicht geben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aber es muß sie doch geben. Und sie stellte sich den wildesten, rohesten Gesellen des Dorfes vor, wie er das Kind betöre, ein paar Bonbons, er faßt es an die Hand, geht in die Steinkuhle und dann — das rote Blut! — Ha! Nein, auch der tut das nicht. Solche Menschen gibt es nicht.

Solche Menschen muß es doch geben, denn sonst —. Und eines Tages schlug es wie ein Blitzstrahl in ihre Seele: Du selber, du könntest — —. Sie sah sich erschrocken um, ob jemand hinter ihr stände und sie belauschte, dann fing sie an zu laufen aus dem dämmerdunkeln Wald hinaus nach der fernher leuchtenden, sonnenhellen Wiese, immer schneller, wie wenn sie ihren eigenen Gedanken entrinnen könnte. Aber während sie lief, war es ihr plötzlich, als ob sie etwas anderes vor sich laufen sähe — ihr Opfer, und sie kannte es, und es trug die Züge eines Kindes.

Außer sich vor Aufregung und Erschöpfung sank sie auf den Rand des Wiesengrabens hin, schlug die Schürze vor das Gesicht und schluchzte leise: „Ich werd meschugge, ich werd meschugge!“

V.

Ein glühend heißer Junitag. Das ganze Dorf war auf den Wiesen. Von den graugrünen Schwaden, die mit den Forken emsig hin- und hergewendet wurden, stieg ein weicher, würziger Duft empor. Ein Sirren und Summen zitterte in der Luft, und hoch im Blauen trillerte die Lerche.

Auf der Gemeindewiese bei der großen Brücke spielten die Kinder. Die einen schnitten sich Weidenruten, die hier an dem tiefen Kolke in üppiger Fülle wuchsen, andere „schibkerten“, indem sie mit geschicktem Wurfe kleine, flache Steinchen auf dem Wasser hüpfen ließen, und wieder

andere wagten sich vorsichtig mit nackten Füßen in die Flut, um mit hohlen Händen Fische zu fangen.

Von Borgeln her, aus dem Heckenweg, kam die schwarze Riwke gegangen. Sie trug ihren Korb, von dessen Inhalt sie heute nur wenig verkauft hatte, auf dem Kopf, um sich doch etwas vor den sengenden Strahlen zu schützen. Auf der Brücke angelangt, wollte sie sich ein Weilchen Rast gönnen, setzte sich hin, stellte ihren Korb auf die niedrige Mauer und trocknete sich die dicken Schweißtropfen von der Stirne.

Da sah sie auf der gegenüberliegenden Seite der Brücke, über die Mauer gelehnt, die kleine Stine stehen, eifrig bemüht, Krümchen ins Wasser zu werfen, um die Fische anzulocken. Sie hatte das Kind, das in dem unbestimmten Gefühl, sich gegen sie vergangen zu haben, ihr stets ausgewichen war, noch nicht wiedergesehen. Langsam schritt sie zu ihm hin, legte ihm die linke Hand auf den Kopf, und faßte mit der rechten sein Aermchen.

„Stine!"

Das Mädchen drehte sich erschrocken um und stieß einen Schrei aus, als es die schwarze Riwke vor sich stehen sah.

„Stine, kennst du mi net? Ick hew di ja so geern."

„Du wust mi wat dauen!" jammerte die Kleine mit ängstlicher Miene und suchte ihr Aermchen loszuwinden.

„Ick dau di nix!" fuhr die schwarze Riwke sie an und umspannte das Aermchen fester.

„Du wist mi doch wat dauen. Lat mi los, lat mi los!" schrie sie weinend auf.

Die Kinder auf der Wiese hörten das Geschrei und guckten empor.

„De Judenhere! de Judenhere!" riefen sie, und die verwegensten der Jungen liefen nach der Brücke hin.

Die Kleine kreischte noch lauter.

„Still, Untucht!" herrschte die schwarze Riwke sie an, und eine unheimliche Glut funkelte in ihren Augen.

„De Judenhexe will Stine daud maken!" schrieen die Jungen.

Von den nahen Wiesen erhoben sich drohend Heuforken und Mistgabeln. Galt es den Kindern, galt es der schwarzen Riwke?

„Judenhexe! Judenhexe!" erscholl es immer lauter.

Die Jungen waren schon auf der Brücke, und die ersten Steine umflogen die schwarze Riwke.

Fester und fester umkrallte ihre Hand des Kindes Arm. Wild wirbelten ihr die Gedanken und Vorstellungen im Hirn. Rief da nicht einer: Schlaet se daud, schmiet se in't Water?

„Judenhexe, Kinnerschlächter!" erscholl es ganz dicht hinter ihr.

Sie sieht sich halb über die Schulter um, und plötzlich schlägt sie ein heiser gellendes Gelächter an, reißt das schreiende, sich sträubende Kind mit der Kraft des Wahnsinns auf die Mauer und stürzt sich mit ihm in die tiefe Flut, die kollernd über beide zusammenschlägt.

Von der Brücke und der Wiese her ertönt ein einziger wilder Aufschrei — dann wirds totenstill.